

Auf ein Wort

Der kleine Unterschied

Frau Kopper, ungefähr 70 000 Schweizer leben in den USA, etwa 20 000 Amerikaner in der Schweiz. Wem fällt die Integration in das Arbeitsleben leichter?*

Enid Kopper: Für die Amerikaner ist es schwieriger. Wenn Schweizer in die USA gehen, ist es klar, dass sie Englisch lernen. Viele Amerikaner arbeiten in der Schweiz, ohne ein Wort Deutsch zu können. In vielen Banken oder Konzernen wird Englisch gesprochen. Viele Amerikaner bleiben für sich und haben wenig Kontakt mit der Schweizer Gesellschaft.

Sie selbst leben seit 30 Jahren in der Schweiz. Wie gross war der Kulturschock?

Gross. In den USA war ich daran gewöhnt, sehr selbständig zu arbeiten. In der Schweiz wurde mir auf die Finger geschaut, es gab viel mehr Kontrolle. Konflikte wurden nicht offen ausgetragen. Ich habe viel Porzellan zerbrochen, ohne es überhaupt zu merken.

Wo sehen Sie die grössten Probleme, wenn Schweizer und Amerikaner zusammenarbeiten?

Ganz allgemein: Schweizer sind problemorientiert, sie konzentrieren sich darauf, was nicht funktioniert. Amerikaner schauen nach vorne, sehen Fortschritt und Erfolg. Man kann das als amerikanischen Optimismus und schweizerischen Realismus bezeichnen. Daneben spielen sprachliche Probleme eine grosse Rolle. Amerikaner sollten mehr Rücksicht darauf nehmen, dass die Schweizer die englische Sprache nicht auf dem Niveau eines Muttersprachlers beherrschen können. Es entstehen aber auch Synergien, wenn amerikanischer Erfolgshunger auf schweizerische Genauigkeit trifft.

Sollten Unternehmen Englisch als Arbeitssprache einsetzen?

Die kulturellen Unterschiede bleiben bestehen. Es würde auch einiges verloren gehen, denn es ist ein Nachteil, sich in einer fremden Sprache zu bewegen. Es ist aber nicht einzusehen, dass alle Kollegen auf Englisch umsatteln, wenn neue Mitarbeiter aus den USA einsteigen. Besser wäre es, wenn die Unternehmen konsequent ihre US-Mitarbeiter verpflichten würden, Deutsch zu lernen.

Was können Unternehmen tun, um die Probleme in den Griff zu bekommen?

Sie sollten dafür sorgen, dass die Mitarbeiter sich privat kennenlernen. Bei einem Projekt ist wichtig, dass die Leute sich persönlich austauschen. Videokonferenzen, Telefonate oder E-Mails reichen nicht, um Vertrauen aufzubauen. Es bringt wenig, wenn die Leute für zwei arbeitsreiche Tage eingeflogen werden. Unternehmen müssten hier mehr investieren.

Wird die Zusammenarbeit leichter, wenn sich die Mentalitäten annähern?

Die Irritationen nehmen zu, wenn das Verhalten nicht mehr der Erwartung entspricht. Amerikaner gelten als entscheidungsfreudig. Wenn bei einer Verhandlung die amerikanische Seite länger überlegt, fragen sich die Schweizer sofort: Was stimmt jetzt nicht?

Interview: Krä.

* Enid Kopper ist Inhaberin der Beratungsfirma Trans-Cultural Relations.